

Herbstmanöver

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **21 (1945-1946)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

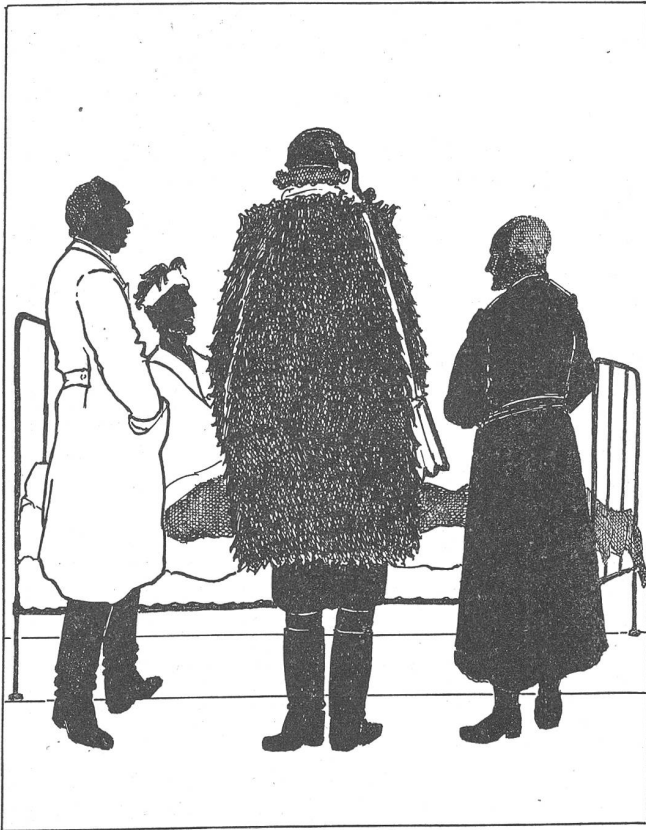
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-707242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



weniger erbaut. Bei der prekären Versorgungslage unseres Landes galt es nachgerade als Kunst, zwischen den Klippen von Rationierung, Verpflegungsansatz und schwindenden Vorräten durchzusteuern. Wünsche von links und rechts über Verbesserung des Menüs, aber auch Reklamationen über den «Schweinefraß» wurden als unzeitgemäße und grobe Entgleisungen behandelt. Ein Trost für die Rechnungsführer der Lager blieb die leidige Tatsache, daß auch höhern Ors rasch und unvermerkt vier- und fünfstellige Defizite im Küchenhaushalt entstanden und gedeckt werden mußten.

(Bild: Kronprinzessin im Krankendepot.)

In der Zeit, da die Stürme von Krieg und innerem Zwiespalt verheerend über das unglückliche Italien hinweg brausten, fand die Kronprinzessin Maria José den Weg zu den Lagern ihrer internierten Soldaten. Sie überzeugte sich persönlich vom Zustand von Kantonnementen und Krankendepots und erkundigte sich eingehend über Befinden, Behandlung und Verpflegung ihrer Landsleute. Der Besuch bahnte neue Wege guten Einvernehmens an und beseitigte mancherlei Spannungen, die sich zwischen Internierten und einheimischen Stellen im Laufe der Zeit gebildet und gestaut hatten. Wenn schon auch in den Lagern der Italiener der Not entsprechend die Zustände nicht durchweg ideal waren, und allen Wünschen entsprachen, so fand die italienische Regierung für die Aufnahme und Betreuung ihrer Landsleute dennoch Worte der Anerkennung, die in einem Dankschreiben an den Schweizerischen Bundesrat beredten Ausdruck fanden.

W. S.

Zürich, 11. Oktober 1945.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstmanöver

Ja — und dann jene goldenen Herbsttage, in einem Lande, da zwar nicht Milch und Honig fließen, wo aber Trauben duften und goldgelbe Maiskolben an der Sonne hangen, wo das Land nicht aufhört, bis in den Winter hinein ein bunter, farbiger Blumengarten zu sein und wo ganze Abhänge mit ihren violetten und roten Kastanienwäldern zu brennen scheinen — jene Tage haften im Gedächtnis und erscheinen, so schön sie ohnehin gewesen sind, später auf lange, lange Zeit hinaus in zauberhaft verklärtem Licht und werden so zum großen Erlebnis.

★

Bei Ponte Brolla gabelt sich die Straße, zieht sich rechts durch ein wahres Felslabyrinth ins Maggital hinauf und bummelt links dem Hang nach ins Centovalli hinein. Valle Maggia, wie weich dieser Name klingt! Maggia, wie übermütig dieser Bach aus Felsen und Wald hervorsprudelt! Könnte man wählen und wäre man ungebunden, der Weg führte hinauf, diesem lustigen Wasser nach. Der Befehl aber heißt Centovalli, so lenke ich die Schritte auf jene Seite, wo über der Schlucht Intragna winkt. In langen Serpentinien zieht sich die Straße nach hinten und die Strecke ist für ein verletztes Knie etwas viel. Vielleicht aber holt mich auf halbem Weg das Auto ein, dann ist alles nicht halb so schlimm.

Eigentlich nett vom Doktor, mir zu dieser Reise zu verhelfen. Im Krankenzimmer hatte ich mich mit ihm regelrecht angefreundet, vielleicht einzig aus dem Grunde, daß ich der einzige war, mit dem er eine Partie Schach drehen konnte. Wenigstens bewies er mir seine Sympathie dadurch, daß er meiner Knieverletzung größ-

te Aufmerksamkeit angedeihen ließ, wofür er mich dann aber abends rücksichtslos schachmatt zu setzen pflegte.

Das große Manöver berief ihn zum Schiedsrichter und da mein Knie nach rein militärischen Ansichten nahezu marschfähig, nach medizinischen Gutachten aber doch noch zu wenig strapazierfähig war, erhielt ich den Befehl, die weiße Binde um den Arm zu legen und zum Doktor ins Auto zu steigen.

Laut Manöverplan sollte sich der Höhepunkt der Schlacht irgendwo auf den Höhen zwischen Langensee und Centovalli zutragen; da aber vereinzelt Gewehrgeknatter immer noch in der Nähe des S. Bernardo zu vernehmen war, schickte mich der Arzt voraus, Unterkunft zu suchen. Irgendwo im Centovalli, sagte er, möglichst hinter Intragna. Wann er nachkomme, wisse er noch nicht. Sollten Sie etwas finden, bevor wir Sie einholen, hängen Sie diese blaue Fahne aus dem Fenster, oder in der Nacht ein rotes Licht. Der Chauffeur wartete mit dem Wagen in Solduno, der Hauptmann stolperte gegen den S. Bernardo hinauf und ich bummelte seelenvergnügt, mit Gott, der Welt und meinem Befehl zufrieden, Ponte Brolla und dem Centovalli entgegen.

Schon liegt Intragna hinter mir und wie ich auf die nächsten paar Häuschen zusteuere, erinnert mich aufsteigender Rauch und der unverkennbare Duft von Maisbrot plötzlich daran, daß auch der Magen endlich zu seinem Recht kommen dürfte. Uebrigens, Corcapolo — welch ein lustiger Name! Wie dieses Wort über die Zunge kugelt! So sympathisch wie der Name, so sympathisch das ganze Nestchen mit seinen uralten Steinhäuschen und dem

stockdunkeln Grotto. Eine Minestra aber verstehen sie hier zu kochen, potz tausend, die zerschmelzt auf der Zunge, beinahe wie die Butter, in der sie die Spiegeleier backen. Der Valpolicella geht obendrein und auf die Polenta, die sie im schwarzen Kessel über dem Kamin noch zuzubereiten gedenken, verzichte ich mit tausendfach gestammeltem Dank.

In der Società Cooperativa verlange ich Trauben. «Leider keine mehr», bedauert die Verkäuferin und überschwemmt mich mit liebenswürdigem Redeschwall, von dem ich knapp die Hälfte verstehe. Nur soviel ist mir klar, daß der letzte Rest Trauben ins Faß gewandert und der Gärung entgegengeht. Eigentlich allein aus dem Grunde, mit einer anregenden Gesellschafterin noch eine Weile plaudern und einen eventuellen Unterkunftsorrt ermitteln zu können, erstehe ich mir Ansichtskarten und Zigaretten, kaufe, bis jemand hinter mir fragt, ob er eigentlich auch noch etwas kriege.

«Aber bitte, Signor Podestà, prego, che cosa vuole, prego?» Den Titel habe ich mir gemerkt. Signor Podestà, das ist der Herr Gemeindepräsident höchst persönlich, in Hemdsärmeln steht er da, die Dächlimütze auf dem Kopfe und die unvermeidliche Brissago im Mundwinkel. Man sieht ihm an, daß er etwas zu sagen hat, beide Daumen stecken in den Westenärmeln und sein Lächeln schwankt zwischen Wohlwollen und autoritärer Ueberlegenheit.

«Der Signor wünschte Trauben», erklärt die Verkäuferin, «wir haben aber leider keine mehr, sie sind alle ausgepreßt.» «Fanteniente», sagt er, «ich habe!» Bittet mich mit vielen Worten, mich ihm anzuschlie-

fen. Man sieht seinem Haus an, daß es den Gemeindevater beherbergt. Obwohl denkbar einfach und beinahe ärmlich, blitzt es vor Sauberkeit, eine Eigenschaft, die man den Tessinern nicht ausnahmslos allen zubilligen könnte. In der Stube bittet mich der Signor zu Tisch und darauf stellt er einen riesigen Korb voller Tessiner Trauben, verlockend süß und saftig. «Buon appetito», wünscht er und setzt sich zu mir.

Was ich so allein hier suche, möchte er wissen und was die weiße Binde an meinem Arm bedeute. Es ist ihm auch aufgefallen, daß ich ein wenig hink und ich erzähle ihm gerne nicht nur von meinem Unfall, vom Manöver und dem weiten Weg, sondern vor allem von dem Befehl, für einen der Schiedsrichter Unterkunft für die Nacht zu besorgen.

«Bitte», versichert er, «das kann bei mir geschehen, ich habe Platz genug.» Mehr habe ich gar nicht zu hoffen gewagt und besser hätte ich es nicht treffen können, sicher wird der Arzt das Haus äußerst gemütlich finden und außerdem, wenn es dem Podestà von Corcapolo Freude bereitet, mich mit Trauben abzufüllen, bitte, warum soll ich ihm die Freude verderben? Ich selber habe auch meinen Spaß daran.

Unser glänzendes Einvernehmen wächst proportional zu dem Schwinden der Trauben. Ich weiß, daß er drei Söhne und zwei Töchter hat und eine gute, arbeitssame Frau. Er weiß, daß ich von Zürich komme und einer Knieverletzung wegen vom Türk dispensiert bin. Er hilft mir, am Fenster gegen die Straße hinaus die mitgenommene blaue Fahne zu befestigen, damit mich das Auto mit dem Hauptmann Doktor nicht verfehlen kann. Langsam füllt sich die Stube mit Leuten und der Podestà stellt sie mir alle vor. Drei Söhne und eine Tochter erscheinen der Reihe nach und ich habe Mühe, die Namen alle im Kopf zu behalten. Benvenuto, Emilio und der Kleine, von dem ich nur noch den Kosenamen Piccolo behalte. Barbara, die wunderschöne, schwarzäugige Barbara, die mir gleich bei ihrem Eintritt das Herz in gelinde Unordnung versetzt, Barbara also rufft der «Cara mamma» und die Signora Podestà will durchaus keine Frau Gemeindepräsidentin sein, sie wirft einen Blick auf die gefüllten Nostranogläser und in unsere aufgeräumten Gesichter und versichert, daß sie ganz einfach Mamma heiße, oder auch Mammina, je nachdem. Selbstverständlich entscheide ich mich für Mammina. Die ganze Familie besteht aus hübschen, kräftigen Gestalten, die das liebens-

würdige Lächeln des Alten fabelhaft kopieren.

«Viene dunque da Zurigo?» fragt Emilio und seine Augen glänzen. «Wie ich Sie beneide! Ich möchte so gerne einmal nach Zürich reisen, wo es so wunderschöne Straßenbahnen gibt.» Woher er das von der Straßenbahn wisse? «Prego, die Lucia hat doch davon geschrieben!» «Per bacco!» Der Alte tippt mich an die Schulter, «das habe ich beinahe vergessen. Kennen Sie Lucia nicht?»

Er kann meine Verneinung nicht verstehen, und die ganze Familie ist offensichtlich enttäuscht. Wunderbare Augen hat Barbara, wenn sie unzufrieden ist! Also die Lucia, das ist die älteste Tochter, die serviert doch im Hotel Zürileu. Die muß ich doch schon gesehen haben!

Es bereitet wahrhaft Mühe, ihnen klarzulegen, daß man in Zürich nicht einmal alle Leute im eigenen Häuserblock kennt, geschweige denn jede Serviertochter. Dafür verspreche ich aber hoch und heilig, die Lucia zu besuchen, sobald ich wieder daheim bin, ein Versprechen, das mir äußerst leicht fällt. Wenn Lucia ihrer kleinen Schwester auch nur ein ganz klein wenig ähnlich sieht — ich werde Stammgast im «Zürileu»!

Nach dem Essen, das Mammina und Barbara mit vereinten Kräften unvergleichlich zubereiten, steigt Benvenuto in den Keller und stellt die gefüllte Korbflasche mit dem süßen Eigengewächs wieder auf den Tisch. Was schadet es, daß ihre Parolen immer unverständlicher werden, je weiter die Stunden vorrücken? Sie sprechen dem Nostrano alle lebhaft zu, woran mich leider Uniform und Alarmbereitschaft hindern, und Familie Podestà verfällt in ihrem Gespräch mehr und mehr in den Tessiner Dialekt, von dem ich kein Wort verstehe. So sage ich eben «sì» oder «no», je nach dem Tonfall der Frage und unsere Unterhaltung steigert sich sehr anregend und löst sich in lauter Wohlgefallen auf.

Von einem Auto aber noch immer keine Spur. Piccolo ist draußen gewesen und berichtet, daß die Schüsse näher kommen. Benvenuto hat davon gehört, daß eine Kompanie Mitrailleure oberhalb Corcapolo ihre Stellungen beziehen wird. Sie leihen mir gerne eine Stallaterne, deren Licht Mammina mit rotem Crepepapier abdämpft und das in der Dämmerung unter dem Fenster lustig flackert. Gerne würden mich die Söhne mit in den Grotto hinüber nehmen, ich möchte aber hier auf den Wagen warten und außerdem wäre es jammerschade, auch nur eine einzige Vier-

telstunde Barbaras Mandelaugen fern zu sein. Kurz vor dem Einnächtigen scheint sich die Schlacht erheben zu wollen, beide Parteien müssen sich plötzlich ganz in der Nähe befinden. Eine kurze Viertelstunde lang knattert es auf allen Hügeln, dann senkt sich die Nacht über das Tal, die Schüsse verstummen und eine Stunde später hält des Hauptmanns Wagen vor dem Haus.

Natürlich, der Dottore kennt den Podestà und sie verleben zusammen eine recht gemütliche Stunde, während der Chauffeur und ich Barbara den Hof machen. Bald aber wird alles schläfrig, Benvenuto und Emilio verziehen sich in ihre Kammer, Piccolo schleicht sich hinaus in den Stall, wo er übernachten will, weil er dem Dottore sein Bett angeboten hat und sich davon nicht abbringen läßt. Barbara schließt sich — Gott sei's geklagt — in ihr Zimmer ein, und irgendwo droben auf den Hügeln, da werden sie sich einschancen und verlocken, Mann und Waffen, alles miteinander. Gute Nacht, Familie Podestà!

Der Morgen schreckt mit Schlachtgebrüll sämtliche Bewohner aus ihren Häusern. Der Hauptmann saust mit seltener Behendigkeit den Hang hinauf und heißt mich, beim Auto zu warten. Eine halbe Stunde später wird Gefechtsabbruch geblasen und nun steigen sie von allen Seiten ins Dorf hinunter. Ganz Corcapolo freut sich über die seltene Abwechslung und die vielen, vielen Soldati.

Sie verabschieden uns wie liebe Bekannte, aus dem Konsum winkt die Verkäuferin, Emilio und Benvenuto sind daran, einen Korb voller Trauben in unseren Wagen zu laden und Mammina, die liebe Mammina, klemmt unter jeden Arm ein Brot, echtes selbstgebackenes Maisbrot, das wir unbedingt auch mit uns nehmen müssen.

«Leben Sie wohl, Signor», ruft mir der Podestà nach, «und vergessen Sie nicht, Lucia zu besuchen!» «Non dimenticare, prego!» schreit Piccolo und Barbara winkt mit dem roten Kopftuch.

Wie könnte man das Centovalli vergessen! Euch, liebe Familie Podestà, Papa, Mammina, Benvenuto, Emilio, Piccolo! Dich, schwarze Barbara! Dich, du lustiger Name Corcapolo!

Und Ihnen, Signor Capitano Medico, werde ich auf meiner nächsten Tessiner Reise einen ganzen langen, ach so wunderschönen Tessinerabend opfern, um mich von Ihnen — aus lauter Dankbarkeit — schachmat setzen zu lassen! wy.

Nochmals unsere Uniform

(P. P. R.) Daß ihr — eben unserer Uniform — die Schweizer Presse trotz Papierkontingentierung Raum in Diskussionsfragen zur Verfügung stellt, ist ein Zeichen dafür, wie ernst und kritisch man dieses Problem beleuchtet. Es geht wirklich darum, klarzulegen, wie unpraktisch unser «Bundeskleid» ist, und mancher Journalist oder Redaktor kann dabei aus eigener Erfahrung sprechen. Haben wir uns während der sechs Jahre über unsere Uniform geärgert, so wollen wir heute, da wir wieder freier diskutieren dürfen, das darüber

schreiben, was wir selbst empfunden haben!

In Nr. 5 «Schweizer Soldat» vom Oktober 1945 ist P. M. W. der Ansicht, unsere Uniform weiterhin zu behalten, in der Hoffnung, «es wird sicher mit der Zeit etwas Neues gefunden werden...».

Gewiß, mit der Zeit wird einmal etwas Neues gefunden werden. Hoffentlich eine praktischere und bequemere Form, ein besserer Schnitt.

Daß unsere Uniform — die der Herren Offiziere ausgeschlossen — mithilft, den

Dienst zu erschweren, weiß fast jeder Soldat! Der hohe Kragen hat uns nicht nur Aerger und Verdruß gebracht, er hat Anlaß zu Hautkrankheiten oder Halsbeschwerden gegeben, vorweg bei empfindlichen Soldaten. Bedeutend besser war dann die Lösung mit dem Umlegekragen — doch auch sie konnte nicht voll befriedigen. Wir können da mit Recht von den Briten und Yankees lernen — ohne ihnen alles nachäffen zu müssen. Wenn es um etwas Praktisches geht, das unsern Soldaten Erleichterungen schaffen könnte, so